



DEMENZ

PSYCHOLOGIE

EUTHANASIE

■ The bar is open!



Im geschlossenen Wohnbereich „Groß Borstel“ des Pflegeheims Pflegen & Wohnen Alsterberg ist Ende Januar die erste „Haifischbar“ für demenzkranke Bewohner eröffnet worden. Sie soll bei den Bewohnern ein Gefühl von Heimat wecken, Erinnerungen beleben und Gespräche fördern. Die Idee wurde von den Mitarbeitern entwickelt und mit Unterstützung des Freundeskreises umgesetzt. **Seite 14**

■ Tierisch beste Freunde



Mensch und Hund sind seit über 30.000 Jahren eng verbunden. Wie innig die Beziehung ist und wie es dazu kam, schildern der Psychologe Christoph Jung und die Humanmedizinerin Daniela Pörtl in ihrem Buch „Tierisch beste Freunde“. Und sie zeigen, dass Menschen ihre Hunde mehr brauchen als gedacht. Denn unser Freund macht uns gesünder – und einfach glücklicher. **Seite 3**

■ Im Namen der Opfer



Der Künstler Hans Ralfs lebte 17 Jahre lang in der damaligen Neustädter Provinzial Heil- und Pflegeanstalt. Von dort wurde er nach Obrawalde/Meseritz deportiert, wo er 1945 kurz nach der Befreiung starb. Hans Ralfs gehörte zu den 206 Namen, die bei einer Mahnmalweihe auf dem Areal des AMEOS Klinikums Neustadt in Neustadt/H. verlesen wurden und deren Recherche ein steiniger Weg war. **Seite 5**

Medikamententests an Heimkindern

■ Betroffene leiden bis heute an den Folgen von Pharmatests in den 50er und 60er Jahren

Deutsche Pharmafirmen haben in den 50er und 60er Jahren Medikamententests an Heimkindern durchgeführt – damals wurden verstärkt Psychopharmaka entwickelt, die im klinischen Alltag erprobt werden mussten. Nach Recherchen der ZDF-Sendung Frontal21 wurden in verschiedenen westdeutschen Einrichtungen Neuroleptika erprobt. In der damaligen Kinder- und Jugendpsychiatrie im niedersächsischen Wunstorf wurde – ohne Einwilligung der Betroffenen – das Anti-Demenzmittel Encephabol an Kindern beziehungsweise Jugendlichen getestet. Die Leitung hatte der damalige Chef der Kinder- und Jugendpsychiatrie Wunstorf, Hans Heinze, der während der NS-Zeit als Euthanasie-Gutachter fungierte.

MAINZ/WUNSTORF (hin). Marion Greenaway kam mit 14 Jahren in den Birkenhof, ein geschlossenes Mädchenheim in Hannover. Monatelang habe die 14-Jährige täglich Tabletten einnehmen müssen, obwohl sie, wie sie heute sagt, kerngesund war. Nach einem Vierteljahr kam sie in die Kinder- und Jugendpsychiatrie Wunstorf bei Hannover, wo eine Ärztin mit einem EEG die Gehirnströme des Mädchens aufzeichnete und auch eine Lumbalpunktion vornahm. „Ich bin davon überzeugt, dass wir Testpersonen waren, weil diese Medikamente, die sie uns damals verschrieben haben, heute für Epilepsie und Demenz benutzt werden“, sagte sie dem ZDF-Magazin.

Heute leidet sie unter chronischen Kopf- und Rückenschmerzen, Depressionen und Albträumen und kämpft bislang vergeblich um Entschädigung. Die Firma Merck, die Encephabol 1963 auf den Markt brachte, räumte gegenüber dem ZDF Hinweise auf entsprechende Studien ein, verwies aber „auf die damals andere Gesetzeslage zur Dokumentation von Medikamententests“. Immerhin: Die Klinikleitung in Wunstorf entschuldigte sich offiziell bei Marion Greenaway.

Zu Medikamententests wie bei Marion Greenaway mangelt es an schriftlichen Unterlagen. Die Phar-

mazeutin Sylvia Wagner, die an der Universität Düsseldorf zu Medikamententests in westdeutschen Kinderheimen forscht, fand andere Hinweise: „Ich habe mehrfach in Dokumenten gefunden, dass Ärzte berichteten: ‚Wir haben das Medika-

„Wir haben das Medikament jetzt in Tierversuchen getestet, wir müssen das jetzt am Menschen testen“

ment in Tierversuchen getestet, wir müssen das jetzt am Menschen testen“, sagte sie dem ZDF. Und dafür habe man Heimkinder benutzt. Die Ergebnisse der Encephabol-Studie veröffentlichte Heinze in einer medizinischen Fachzeitschrift. Es ist einer von bislang wenigen bekannten Belegen.

Auch der ehemalige Leiter der Rheinischen Landeslinik in Düsseldorf, Friedrich Panse, war einst als Euthanasie-Gutachter aktiv und veranlasste später, 1966, eine Studie mit Kinderheimkindern mit dem Neuroleptikum Chlorprothixen (Handelsname: Truxal). Innerhalb eines Dreivierteljahrs hätten die Kinder des Kinderheims – Frontal

spricht von 40 Versuchspersonen – insgesamt über 37.000 Pillen schlucken müssen, darunter allein 13.000 Tabletten „Truxal“, heißt es in dem ZDF-Bericht.

Die Pharmazeutin Sylvia Wagner habe bisher 50 Studien mit Heimkindern gefunden, die im Auftrag oder in Kooperation mit Arzneimittelfirmen entstanden waren, und spreche von der „Spitze eines Eisbergs“. So führte die Spurensuche auch in die ehemaligen Rotenburger Anstalten bei Bremen.

Der Medikamenteneinsatz in der Heimerziehung, das Zusammenwirken von Heimerziehung und Psychiatrie und die Beteiligung von Ärzten an solchen Versuchen seien für die 50er und 60er Jahre noch kaum erforscht und bedürften der weiteren Aufarbeitung, heißt es im Abschlussbericht von 2010 des „Runden Tisches Heimerziehung“ (RTH). Falls es im Rahmen der Heimerziehung zu Medikamententests gekommen sei, heißt es weiter im Bericht, sei dies „gegebenenfalls als schwere Körperverletzung zu beurteilen – selbst nach damaligen Maßstäben.“

Einer, der die gesundheitlichen Spätfolgen bei Heimkindern untersucht, ist der Bochumer Neuropsychologe Burkard Wiebel. O-Ton Wiebel im ZDF: „Es sind immer Herz-Kreislaufkrankungen und Diabetes mellitus, von dem gesprochen wird. Die Lebenserwartung ist eindeutig reduziert bei Heimkindern der damaligen Zeit, die Neuroleptika bekommen haben. Man spricht immer so von 15 bis 20 Jahren.“

In Deutschland lebten zwischen 1949 und 1975 rund 800.000 Kinder und Jugendliche in Heimen.

(mehr s. „Kinder als Versuchskaninchen – Medikamententests in Heimen“ in der ZDF-Mediathek)



(Film-) Frauen aus dem Kongo.

Foto: Heike Frielingsdorf

Stimmen der Gewalt

■ Film über Leben und Leiden schwer traumatisierter Frauen im Kongo

Die Demokratische Republik Kongo gilt als einer der gefährlichsten Orte der Welt, um als Frau geboren zu werden. Die UN schätzt, dass rund 200.000 von ihnen in den letzten 15 Jahren Opfer von Sexualstraftaten wurden. Meist ohne Folgen. Darüber hinaus werden die betroffenen Frauen oft mit sozialen Sanktionen bestraft und von ihren Ehemännern und Familien verstoßen.

Die Filmemacherin Claudia Schmid ist mehrere Monate durch die Demokratische Republik Kongo gereist und hat Frauen in

den entlegensten Dörfern der Rebellengebiete getroffen und ihr Vertrauen gewonnen. In „Voices of Violence“ offenbaren sie ihre traumatischen Erlebnisse der Öffentlichkeit. Es ist ein Zeugnis von unvorstellbarer Gewalt und Grausamkeiten. Der Film kommt offiziell am 10. März in die Kinos. In Hamburg (2. März, Abaton) und Berlin (3. März, Hackesche Höfe) wird er vorab und mit anschließendem Filmgespräch gezeigt. Dabei: Regisseurin Claudia Schmid und Trauma-Expertin Thérèse Mema Mapeenzi aus der DR Kongo.

AUS DEM INHALT

NORDDEUTSCHLAND	
Diskussion: Flüchtlinge-Hürden auf dem Weg in Arbeit	S. 4
HAMBURG	
Evaluation der Zwangsmaßnahmen in Hamburgs Kliniken	S. 6
HAMBURG	
Abschied von Prof. Rainer Richter	S. 7
WISSENSCHAFT	
Dissoziativer oder epileptischer Anfall? Die Unterschiede	S. 8
SCHLESWIG-HOLSTEIN	
Schleswig-Holsteins Budget für Arbeit stößt auf Kritik	S. 9

BREMEN	
Symposium: Neue Perspektiven in der Psychotherapie	S. 10
KULTUR	
Neue Serie: „Outsider“-Künstler im Porträt	S. 11
NIEDERSACHSEN	
Eindrücke aus einem Stimmenhörer-Seminar	S. 12
GERONTOPSYCHIATRIE	
Wenn die Grünen Damen kommen	S. 15
SELBSTHILFE	
Zehn Jahre EX-IN: Das Fest in Bremen	S. 16

Psychotherapeuten contra Asylpaket II

■ BPTK: Flüchtlinge werden unter Generalverdacht gestellt

Die Bundespsychotherapeutenkammer (BPTK) kritisiert das von der Bundesregierung verabschiedete Asylpaket II. Danach sollen die Asylbehörden davon ausgehen, dass insbesondere Posttraumatische Belastungsstörungen (PTBS) nicht zu den „schwerwiegenden Erkrankungen“ gehören, die eine Abschiebung verhindern. Schon im Vorjahr hatten die Pläne für die Gesetzesverschärfung für Proteste gesorgt. So auch bei der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie (DGSP), die die „unveränderte Einhaltung der Grundrechte für jede und jeden“ fordert und kritisierte, dass „hier fundamentale Erkenntnisse der Medizin ebenso wie Kernaussagen des Grundgesetzes angesichts von organisatorischen Herausforderungen einem populistischen Kalkül geopfert“ werden sollten.

BERLIN (rd). Depressionen und Posttraumatische Belastungsstörungen (PTBS) gehören zu den häufigsten Erkrankungen von Flüchtlingen, die vor Krieg, Terror und Gewalt geflohen sind. Es seien schwere Erkrankungen, die bis zur Selbstgefährdung führen und lebensbedrohlich sein können, so die BPTK Anfang Februar. Deshalb sei es nicht erstaunlich, dass Flüchtlinge häufig schwere psychische Störungen in asylrechtlichen Verfahren geltend machen. Wenn der Gesetzgeber nun in diesem Zusammenhang von „vermeintlich gesundheitlichen Gründen“ spreche, stelle er damit Flüchtlinge „unter Generalverdacht, psychische Leiden nur vorzutäuschen“. Er behaupte ferner, dass psychische Erkrankungen „schwer diagnostizierbare und überprüfbar“ seien. Richtig sei, „dass für diese Erkrankungen seit langem wissenschaftlich konsenterte Diagnosekriterien bestehen, die durchaus überprüfbar sind.“

„Wir fordern daher, dass schwerwiegende oder lebensbedrohliche psychische Erkrankungen grundsätzlich als Erkrankungen gelten, die eine Abschiebung nicht möglich machen. Flüchtlinge, die unter psychischen Beschwerden leiden, haben einen Anspruch auf eine angemessene Begutachtung ihrer Erkrankungen. Dies darf nicht daran scheitern, dass die Begutachtung einer Erkrankung für die Behörden eine ‚große Herausforderung‘ darstellt, wie der Gesetzentwurf beklagt“, stellt BPTK-Präsident Dr. Dietrich Munz fest. „Die deutliche Voreingenommenheit des Gesetzgebers gegen psychische Erkrankungen“ sei fachlich falsch und fördere massiv die Stigmatisierung aller psychisch kranken Menschen in Deutschland.

Nach dem Gesetzentwurf der Bundesregierung sollen nur „lebensbedroh-

liche oder schwerwiegende Erkrankungen“ eine Abschiebung verhindern. Die Erkrankung müsste sich außerdem durch die Abschiebung „wesentlich verschlechtern“. „Dies kann sowohl bei Depressionen als auch bei posttraumatischen Erkrankungen der Fall sein. Eine Selbstgefährdung ist bei beiden psychischen Erkrankungen sogar häufig“, so Munz. „40 Prozent der Patienten mit PTBS hatten bereits Pläne, sich das Leben zu nehmen oder haben sogar schon versucht, sich umzubringen. Außerdem sei es sehr wahrscheinlich, dass sich eine PTBS verschlechtert, wenn der Erkrankte wieder an den Ort zurückgeschickt wird, der mit seinen traumatischen Erlebnissen verbunden ist.“

Aus Sicht der BPTK sind ferner einzelne Regelungen für ein beschleunigtes Asylverfahren für Flüchtlinge gar nicht umsetzbar. So sollen Flüchtlinge innerhalb einer Woche alle Untersuchungen und Gutachten einholen, die belegen, dass ihre psychische Erkrankung so schwer ist, dass sie nicht abgeschoben werden können. „Das ist praktisch unmöglich“, kritisiert BPTK-Präsident Munz. „Ein Flüchtling, der kein Deutsch spricht und sich im deutschen Gesundheitssystem nicht auskennt, kann in so kurzer Zeit seine schwere Erkrankung nicht belegen.“

Weiterhin behaupte der Gesetzentwurf, „qualifizierte Kriterien für ärztliche Bescheinigungen“ zu schaffen. Die Bundesregierung plant deshalb, dass nur noch „approbierte Ärzte“ Begutachtungen durchführen dürfen. „Für eine qualifizierte Begutachtung von psychischen Erkrankungen reicht eine Approbation als Arzt aber nicht aus“, stellt der BPTK-Präsident fest. „Depressionen und posttraumatische Erkrankungen erfordern einschlägige fachärztliche oder psychotherapeutische Kompetenz.“

In aller Kürze

Strafverschärfung bei Nötigung gefordert

Der Bundesverband Frauenberatungsstellen und Frauennotrufe (bff) hat die deutlich gestiegene Anzeigebereitschaft von Frauen seit den Ereignissen in der Silvesternacht in Köln als „erfreulich“ begrüßt – und zugleich die Reform des Straftatbestands sexuelle Nötigung gefordert. Derzeit sei es immer noch so, „dass maßgeblich für die Strafbarkeit eines Übergriffs nicht etwa der erklärte Wille einer Person ist, sondern faktisch die Frage, ob sie sich ausreichend zur Wehr gesetzt hat und der Täter somit Gewalt anwenden musste“. Studien belegten, dass jede siebte Frau in Deutschland schwere Formen sexualisierter Gewalt, d.h. sexuelle Nötigung oder Vergewaltigung, erlebe. Die Täter kämen in der Mehrzahl aus dem sozialen Nahraum, nicht selten handelt es sich um Beziehungspartner. Zudem sei mehr als jede zweite Frau von sexueller Belästigung betroffen. Studien zufolge erstatten aber nur 5-15 Prozent der betroffenen Frauen Anzeige bei der Polizei. Kritisiert wird in dem bff-Statement, dass das Ausmaß der Empörung nach Silvester eine absolute Ausnahme und „bedauerlicherweise wahrscheinlich zunächst auf den mutmaßlich nicht-deutschen Hintergrund der Täter zurückzuführen“ sei.

Missbrauchs драма in Kiel

Bundesweit für Aufmerksamkeit sorgten Schlagzeilen aus Kiel. Dort sind am 6. und am 31. Januar ein fünf und ein siebenjähriges Mädchen sexuell missbraucht

worden. Vermutet wird, dass ein 30-jähriger Mann beide Taten begangen hat, der bereits seit längerem vom sozialpsychiatrischen Dienst der Stadt betreut und vor zwei Jahren auch geschlossen in der Psychiatrie behandelt wurde. Eklatant: Die Mutter des Mannes hatte sich in Sorge um ihren Sohn – der offenbar seine Medikamente abgesetzt hatte – hilfesuchend an die Stadt, die Polizei und die Uniklinik gewandt. Vergeblich. Daher wurde spekuliert, ob nicht zumindest die zweite Tat möglicherweise hätte verhindert werden können. Die leitende Oberstaatsanwältin Birgit Heß lud nach Redaktionsschluss zur Klärung zu einem Gespräch zwischen Staatsanwaltschaft Kiel, Polizei und Stadtverwaltung ein. Weiterer, ausführlicher Bericht in der nächsten Ausgabe.

PEPP: Zukunft weiter unklar

Was wird aus PEPP? Derzeit gebe es keine „abschließende Meinungsbildung“, heißt es dazu in der Antwort auf eine parlamentarische Anfrage der Grünen im Bundestag. Die nächste Sitzung des „strukturierten Dialogs“, in dem das umstrittene System nebst dem jüngst von 16 Verbänden vorgelegten Alternativkonzept diskutiert werden soll, ist im ersten Quartal vorgesehen. Die SPD-Bundestagsfraktion hatte am 8. Januar beschlossen, ein Ende des Systems zu fordern, nach dessen Systematik Ende 2015 bereits 47 Prozent aller behandelten Patienten in den Kliniken abgerechnet wurden und das eigentlich 2017 verpflichtend werden sollte. (rd)

Brief aus der Hauptstadt



Zentrum der Macht: der einst von Christo verpackte Reichstag.

Miseren im Gleichschritt

Hurrah. Am 3.12.2015 hat endlich mal was geklappt in der Hauptstadt. In der Bahnhofsmission am Bahnhof Zoo wurde pünktlich ein wunderbares Hygienezentrum für Wohnungslose eingeweiht und seiner Nutzung übergeben. Die Deutsche Bahn hat 300.000 Euro investiert, der Senat spendiert jährlich für den Betrieb 150.000 Euro. So was gibt es nur in Berlin? Fast richtig. Nur in Berlin und im Vatikan in Rom gibt es ein derartiges Etablissement zur Körperpflege. Im Interview meinte Harald Puhl, der etwas kauzige Chef der Bahnhofsmission, dass die befürchtete Konkurrenz zwischen den Gruppen der Hilfsbedürftigen in Berlin bisher ausbleibe. Flüchtlinge und Wohnungslose würden nicht gegeneinander ausgespielt – ganz im Gegenteil. Er habe den Eindruck, dass durch



Flüchtlinge protestieren in den Schlangen vor dem LaGeSo. Foto: Astrid Delcamp

die hohe Aufmerksamkeit, die den Flüchtlingen zuteil werde, auch das Elend der Wohnungslosen wieder stärker in den Fokus gerate. Also alles schick?

Vielleicht geht es nur beiden Gruppen gleichermaßen schlecht. Denn auch das massiv erweiterte Angebot der Berliner Kältehilfe ist am Ende und weist Obdachlose ab. So auch den 28-jährigen Mann, der am 19. Januar gerade aus Hamburg angereist war, und der vermutlich in der Notunterkunft in der Franklinstraße wegen Überfüllung weggeschickt wurde. Was mag auf dem kurzen Weg zum U-Bahnhof Ernst-Reuter-Platz in seinem wirren Kopf vorgegangen sein? Im Bahnhof hat er Anlauf genommen und eine junge Frau vor die einfahrende U-Bahn in den Tod gestoßen. Es ist müßig zu diskutieren, ob es eher die bekannte psychische Erkrankung oder die elendige Lebenslage war, die zu dieser Tat führte. Unpassend deshalb auch die Vorwürfe unseres Innensensors Frank Henkel (CDU), der meinte: „Es muss die Frage gestellt werden, warum dieser Mann mit seiner Vorgeschichte nicht frühzeitiger gestoppt wurde.“ Hamburgs Justizsenator Till Steffen (Grüne) meinte, Henkel mache es sich ein bisschen einfach. Korrekt. Psychiatrisch Tätige schweigen, denn sie wissen nur zu gut, dass sie tagtäglich in einem Minenfeld agieren.

So scheint es derzeit einen Wettbewerb der Elendslagen in der Stadt zu geben. Und das LaGeSo kommt nicht

zur Ruhe. Manche Flüchtlinge, die bereits seit Monaten in der Stadt sind, erhalten auf einmal keine Leistungen mehr, stehen dort tagelang hungrig in den Schlangen und halten Schilder hoch. Die Hälfte der Belegschaft sei krank, berichtet Senator Frank Czaja (CDU), und das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge prüfe wieder wesentlich länger, sodass es erneut zu Staus in der Bearbeitung komme. Was wäre eigentlich ohne die zahllosen Spenden und die Aktivitäten der Eh-

renamtlichen? Berlin bedankt sich bei ihnen am 31. Januar und lädt ein zum kostenlosen Besuch vieler Sehenswürdigkeiten unter www.berlin-sagt-danke.de. Bitte sehr.

Ach, es gäbe so viel zu berichten und zu jammern und zu schimpfen. Wird das Tempelhofer Feld nun doch bebaut? Wird die Berliner Verwaltung endlich in die Hufe kommen, und was macht eigentlich der neue Flughafen BER? Information overload – es ist einfach zu viel. Das neue Berliner psychKG wird verabschiedet, und unser Berliner Archiv für Sozialpsychiatrie füllt seine Regale. Parallel laufen die Vorbereitungen für die Jahrestagung der DGSP auf Hochtouren – wir werden sie vom 6.-8. Oktober in Berlin ausrichten. Save the date! Doch jetzt müssen Sie mich entschuldigen. Ich muss mich schleunigst um die Programmplanung für die Berlinale kümmern. **Ilse Eichenbrenner**

Betrifft: Abs.:

Die Autorin arbeitete als Sozialarbeiterin im Sozialpsychiatrischen Dienst Berlin-Charlottenburg und ist seit Jahrzehnten der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie und ihrem Berliner Landesverband eng verbunden. Sie hat mehrere Bücher verfasst und ist Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Soziale Psychiatrie“.

IMPRESSUM

Verlagsanschrift:

Vitanas GmbH & Co. KGaA
Vitanas Sozialpsychiatrisches
Centrum Koog-Haus
Eppendorfer
Koogstraße 32
25541 Brunsbüttel
Telefon: (04852) 96 50-0
Telefax: (04852) 96 50-65
E-Mail: koog-haus@vitanas.de

Herausgeber:
Matthias Roller
Vitanas Gruppe
Michael Dieckmann
AMEOS Gruppe (V.i.S.d.P.)
Internet: www.eppendorfer.de
www.kooghaus.de
www.vitanas.de
www.ameos.eu

Redaktionsleitung,
Layout und Satz
Anke Hinrichs (hin)
Redaktionsbüro NORDWORT
Große Brunnenstr. 137
22763 Hamburg
Tel.: 040 / 41358524
Fax: 040 / 41358528
E-Mail: ahhinrichs@aol.com

Mitarbeiter dieser Ausgabe: Sönke Dwenger, Ilse Eichenbrenner (ie), Petra Eiden (pe), Michael Freitag (frg), Esther Geißlinger (est), Annemarie Heckmann (heck), Ingrid Hilgers (hil), Dr. Verena Liebers, Dr. Heidrun Riehl-Halen (hrh), (rd) steht für Redaktion, Agentur: epd, pid

Druck: Boyens Medien, Heide
Es gilt die Anzeigenpreisliste 2016.
Der Eppendorfer erscheint zehnmal im Jahr und kostet jährlich 39,50 Euro.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Gewähr übernommen.

Männer und Frauen sind gleichberechtigt – aber Texte müssen auch lesbar sein. Wegen der besseren Lesbarkeit hat sich die Redaktion entschieden, auf die zusätzliche Nutzung der weiblichen Form zu verzichten.

Tierisch beste Freunde

■ Vom Kuschneln und Oxytocin: Warum sich Mensch und Hund so gut verstehen

Seit über 30.000 Jahren sind Mensch und Hund eng verbunden. *Canis lupus familiaris* wurde dem Menschen nicht nur zum unersetzlichen Arbeitspartner und Jagdgefährten – er wurde auch zum Freund. Wie eng die Bindung zwischen beiden ist, zeigen der Psychologe Christoph Jung und die Humanmedizinerin Daniela Pörtl in ihrem anregenden Buch „Tierisch beste Freunde“. Die Bindung hat archaische Wurzeln und reicht bis in die Eiszeit zurück, als sich Jägerclans und Wolfsrudel auf freiwilliger Basis zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenfanden. Aber wie konnte aus dem wehrhaften, wilden Wolf unser Freund und Partner werden? Die Autoren erzählen die spannende Domestikationsgeschichte, decken hündische und menschliche Gemeinsamkeiten auf und machen deutlich, dass Menschen ihre Hunde mehr brauchen als gedacht. Denn unser Partner auf vier Pfoten macht uns gesünder – und einfach glücklicher.

Abrupt hat das zarte Schnarchen aufgehört. Stattdessen vernehme ich das Plätschern von Wasser, ein Schlabbern und Grunzen. Als ich kurz darauf aufschau, blicken mich vier Mopsaugen erwartungsvoll an. Was folgt ist Routine: ein Sprung aufs Sofa, auf dem ich liege, das Drängeln zwischen meine Beine, das Ablegen des Kopfes auf denselben und zufriedenes Weiterdösen. Carlo und Caruso, meine beiden – leider nicht erzogenen – Mopsrüden haben es sich gemütlich gemacht – und mir wieder einen Schub an Glückshormonen beschert. Und ich frage mich: Warum empfinde ich so viel für diese beiden kleinen Kerle? Christoph Jung und Daniela Pörtl können diese Frage beantworten. Sie haben der Hund-Mensch-Bindung nachgespürt, viele Studienergebnisse gesichtet und ihre Erkenntnisse dankenswerter Weise in einem Buch zusammengefasst: „Tierisch beste Freunde“ ist eine Hommage an unseren geliebten Vierbeiner und ein Plädoyer, mit dieser Freundschaft pfleglich umzugehen.

Das gemeinsame Kuschneln macht Hund und Mensch glücklich. Es senkt den Stress, „indem es gleich einen ganzen Cocktail beruhigender Hormone als Gegenspieler zum Cortisol freisetzt“, wie die Autoren schreiben. Die Hautreize führen im Gehirn zur Ausschüttung von Serotonin, welches in der Amygdala und im Hippocampus angstlösend und antidepressiv wirkt. Zudem scheinen Studien zu belegen, dass durch den Körperkontakt bei Hund und Mensch der Oxytocin Spiegel signifikant ansteigt. Oxytocin ist ein Bindungshormon, das etwa die vertrauensvolle Bindung zwischen Mutter und Kind festigt – und eben auch die Bindung zwischen Mensch und Hund. Es fördert prosoziales Verhalten und reduziert Stress und lässt Tiermütter den Nachwuchs unter Einsatz des eigenen Lebens verteidigen. Es fördert allerdings auch Eifersuchtsverhalten, ein Verhalten, welches jeder Hundebesitzer von seinen Lieblingen kennt.

Eine japanische Forschergruppe veröffentlichte 2015 eine Studie zum Zusammenhang zwischen Oxytocin und Augenkontakt. „Es ist bekannt, dass intensiver Augenkontakt in vertrauten menschlichen Sozialsystemen eine wichtige Rolle spielt. Es wird vermehrt Oxytocin ausgeschüttet und so über Aktivierung des endogenen Belohnungssystems die soziale Bindung der Menschen untereinander gefestigt. Die Forscher konnten nun nachweisen, dass es diese oxytocinvermittelte Gefühlsrückkopplung auch zwischen Halter und Hund gibt“, heißt es bei Jung und Pörtl. Sowohl bei den Hunden wie bei den Haltern stieg bei langen gegenseitigen Blicken in die Augen die Oxytocinkonzentration an, so

wie man es auch bei der Mutter-Kind-Bindung kennt. Ein weiterer Hinweis, dass sich der Hund emotional in das Sozialsystem des Menschen integriert habe. „Es ist der erste Nachweis eines zwischenartlichen selbsterhaltenden Oxytocin-Regelkreises überhaupt“, schreiben die Autoren. Oxytocin festige die Bindung zwischen den Sozialpartnern, fördere den vertrauensvollen Zusammenhalt sowie die soziale Lernfähigkeit in der Gruppe und unterstütze die Kleingruppe gegen Fremde. „Über seine stressreduzierende Wirkung ist es gesundheitsförderlich und begünstigt Lern- und Sozialverhalten. Und fördert gleichzeitig die Fähigkeit zur sozialen Interaktion und Empathie der Gruppenmitglieder untereinander.“

Glücksgefühle stellen sich aber auch bei Bedürfnisbefriedigung ein. So haben wir ein Motivationssystem, das uns antreibt, nach positiven Erlebnissen und Erfahrungen zu streben. Es veranlasst genau dann die größte Freisetzung an Belohnungshormonen, wenn das eingetretene Ereignis unerwartet positiv ausfällt. Schon bei Vorfreude beginnt das Gehirn Dopamin auszuschütten. Das Glücksgefühl bei Erfüllung der Bedürfnisse wird durch körpereigene Morphine hervorgerufen. Aber auch positive soziale Reize aktivieren das Belohnungssystem, schaffen ein Verlangen und eine Sehnsucht nach sozialer Nähe und sichern so das Brutpflegeverhalten. Dopamin ist also der Stoff, der Sehnsüchte weckt, er ist aber auch ein Botenstoff, der es erleichtert, Sehnsüchte in motorische Bewegungen umzusetzen.

Serotonin, Oxytocin und Dopamin festigen also die Bindung von Mensch und Hund. Und diese Bindung wirkt sich für den Hundehalter ausgesprochen positiv aus: Viele Studien bestätigen mittlerweile, dass der gute Kontakt zum Hund zu vermehrter sozialer Interaktion, besserem Sozialverhalten, verminderter Aggression, verbesserter Lernfähigkeit, verbesserter Empathie, mehr Ruhe, aufgehellter Stimmung, besserer Schmerzabwägung, weniger Angst und weniger Stress führt und somit mit einer verbesserten Gesundheit einhergeht. Das hat auch volkswirtschaftliche Auswirkungen: Das Gesundheitswesen profitiert von der Hundehaltung, u. a. auch dadurch, dass ältere Hundebesitzer seltener zum Arzt gehen als Gleichaltrige ohne Hund. Den segensreichen Einsatz von Therapiehunden, die zur Verbesserung der Gesundheit von Kranken beitragen, muss man hier gar nicht mehr erwähnen.

Weitere Beispiele für die innige



Kuschneln macht glücklich: Carlo (r.) und Caruso beim gemeinsamen „Abhängen“.

Foto: Freitag

Hund-Mensch-Beziehung gefällig? Unter Menschen ist die emotionale Nähe das Maß dafür, wie ansteckend das unbewusste Gähnen ist. Studien zeigten: Je enger die emotionale Bindung der Menschen ist, desto öfter wurde mitgegähnt. Die Häufigkeit der Gähnattacken entspricht dem Empathiemuster der sozialen Bindungen. Japanische Forscher veröffentlichten 2008 eine Untersuchung, die zeigte, dass sich Hunde durch menschliches Gähnen anstecken lassen. Andere Forscher zeigten später, dass sich Hunde vom Gähnen des eigenen Besitzers leichter anstecken lassen als von einem unbekanntem Menschen. „Hund und Mensch sind emotionale Bindungspartner, zwischen ihnen gelingt artübergreifend empathisches Mitfühlen und Handeln“, schreiben die Autoren Pörtl und Jung. Das heißt: Ein Hund kann fühlen, wie sich ein Mensch fühlt. Es sind die Spiegelneuronen, die uns

befähigen, zu verstehen, wie unsere Gruppenmitglieder handeln und empfinden. Dadurch wird der Weg zu Kommunikation und Kooperation gebahnt. Auch wenn Spiegelneuronen explizit bisher nur bei Menschen und Primaten nachgewiesen wurden, geht man nun davon aus, dass auch Wölfe und Hunde als hochsoziale Säugetiere über ein Spiegelneuronensystem verfügen. Spiegelneuronen sind auch die neuronale Basis für die kognitive Empathie, also etwa die innere Vorstellung von den Handlungsabsichten eines Gruppenmitglieds. Die Beobachtung des Jagdverhaltens eines Wolfsrudels zeigte, dass die Tiere nicht nur durch Stimmungübertragung im gleichen Jagdfieber waren, sondern auch sehr genau wussten, was die anderen Rudelmitglieder als nächsten Schritt unternehmen würden, was auf Erfahrung und Lernvorgängen basierte. Diese innere Vorstellung von den Handlungsabsichten eines Gruppenmitglieds bezeichnet man als Theorie des Geistes. Dieses Verständnis gibt es auch zwischen Hund und Mensch, denn z.B. auch Hütehund

und Hirte sind etwa ein eingespieltes Team, das zusammenarbeitet, wo jeder auch eigenständig zweckgerichtet für ein gemeinsames Ziel handelt.

Gut dokumentiert ist die Geschichte eines spanischen Hirtenjungen, der 1954, völlig in der Wildnis auf sich allein gestellt, von einem Wolfsrudel adoptiert, beschützt und mit Fleisch versorgt wurde – und das jahrelang. Im Tierreich ist dieses Verhalten gegenüber Menschen einmalig. Die Erklärung: Die Wölfe kannten den Jungen bereits über längere Zeit durch Beobachtung, er war kein Feind oder Fremder für sie. „Auf der Grundlage artübergreifender emotionaler Empathie konnte eine Wölfin die Notlage des Jungen erspüren und näherte sich ihm fürsorglich. Gebahnt wurden diese Reaktion und die Aufnahme des Jungen als Mitglied des Wolfsrudels durch die Funktion der Spiegelneuronen, die empathisches Verstehen und damit auch enge soziale Bindung ermöglichen“, so Jung und Pörtl.

Der Hund versteht den Menschen. Seine Begriffe, Gesten, Blicke. Es liege nahe, so die Autoren, dass die Hunde auch das Bellen entwickelt

haben, um sich Kommunikationsmöglichkeiten mit dem Menschen zu schaffen – Wölfe bellen nur sehr selten, und dann kurz. Das Hundehirn verarbeite menschliche Stimmen ähnlich wie das Menschenhirn. Seine Anpassung an den Menschen sei einzigartig. Aber wie sieht es umgekehrt aus? Hat der Wolf bzw. der Hund auch den Menschen verändert? Vieles spricht dafür. Der Hund habe einen großen Anteil an der Höherentwicklung des Menschen, meinen Jung und Pörtl. Denn die Kooperation mit dem Wolf/Hund hatte dramatische Auswirkungen: Der Mensch hatte durch die gemeinsame Jagd mehr hochwertige Nahrung zur Verfügung und durch den Schutz seines Partners mehr Sicherheit. Für die Sinnesleistungen waren nun weniger geistige Ressourcen nötig, die an anderer Stelle genutzt werden konnten. Das menschliche Gehirn veränderte sich. Der Weg zum Zivilisationsprung war geebnet. **Michael Freitag**

Christoph Jung, Daniela Pörtl: „Tierisch beste Freunde“, Schattauer Balance, ISBN: 978-3-7945-3132-5, 282 S., 19,99 Euro.

Anzeige

Neu bei Paranus



**Mit meinen herzlichen Grüßen!
Ihre Dorothea Buck**

ISBN 978-3-940636-37-9 · 208 Seiten · 19,95

Ein Buch mit 150 Briefen – Zeitdokument und Ratgeber zugleich. Die Leitfigur der Psychiatrieerfahrenen-Bewegung beantwortet Briefe, die sie in den zehn Jahren nach Erscheinen ihres wegweisenden Heilungsberichts *Auf der Spur des Morgensterns* erreichten – liebevoll, individuell und immer wieder ermutigend. Ein Buch voller Erfahrung in Dialogform, voller Weisheit und praktischer Orientierung. Wer Dorothea Buck kennengelernt hat, sieht sie beim Lesen vor sich an der Schreibmaschine in ihrem Gartenhaus. Alle anderen können sich nun durch ihre Antworten ebenfalls faszinieren lassen.

Liebe Dorothea Buck, Ihre Erfahrung und Ihr Leben sind eine unschätzbare und einmalige Hilfe für Betroffene und Nichtbetroffene. Sie sind dadurch eine Hoffnung für viele Menschen. Und dies ist wichtiger als alles andere. In herzlicher Verbundenheit
Ihr Ernst Klee


Das Buch ist erschienen und zu bestellen im Paranus Verlag: PF 1264 · 24502 Neumünster · Tel. (043 21) 2004-500